

## Wladimir Kaminer - Die Reise nach Trulala

...

Zuerst lief alles wie am Schnürchen: Ich gab die Urin- und Blutproben ab, und die medizinische Untersuchung ergab, dass ich gesundheitlich im Stande war, eine Auslandsreise zu verkraften. Nun hatte ich nur noch eine Klippe vor mir: das KIF - das Komitee für Internationale Freundschaft. Ohne seine Erlaubnis bekam ich keinen Reisepass. Die KIF-Funktionäre versammelten sich nur einmal im Monat. Sie waren für das ideologische Antlitz der sowjetischen Jugend im Ausland zuständig und versuchten natürlich, so wenige Jugendliche wie möglich ins Ausland zu lassen. Obwohl ich nur in die DDR wollte, die keine ideologischen Differenzen mit uns hatte, musste ich trotzdem beim KIF antreten. Und nicht allein, sondern mit dem Komsomol-Vorsitzenden der Theaterschule, an der ich damals studierte. Der Vorsitzende hatte mich schriftlich zu charakterisieren und mich quasi persönlich für die Reise zu empfehlen. Zum Glück war Oleg, unser Komsomol-Organisator, in Ordnung. Ich kaufte zwei Flaschen Wodka und stattete ihm einen Besuch ab. Anfänglich hatte er keinen Bock auf das ganze Theater: Die KIF-Sitzung sollte im hintersten Winkel Moskaus, in der Leningrader Chaussee, stattfinden. Doch nach ein paar Gläsern wurde er freundlicher:

»Angenommen, ich schreibe dir ein positives Gutachten, was bringst du mir dafür aus der DDR mit?«

»Was willst du denn haben?«, fragte ich zurück. Ich wusste damals noch gar nicht, was es in der DDR alles gab.

»Zwei Stangen Zigaretten der Marke Kent und eine Flasche Eierlikör«, klärte mich Oleg auf, der sich anscheinend besser auskannte als ich. Ich müsse mich gut auf die KIF-Sitzung vorbereiten und über die politische Situation in Deutschland Bescheid wissen, meinte er. Das war nicht besonders kompliziert. Über Deutschland und die europäische Nachkriegsgeschichte stand in unseren Lehrbüchern nicht viel. Die Informationen waren auf das Wesentliche reduziert und beanspruchten nicht einmal zwei Seiten. Die sowjetische Armee hatte es 1944-45 nicht geschafft, ganz Europa zu befreien, weil ein Teil davon bereits von den Amerikanern befreit worden war. Deswegen war Europa in zwei Lager getrennt, und die von uns befreiten Völker hatten sich dann freiwillig für den Sozialismus entschieden. Die anderen mussten einen kapitalistischen Weg einschlagen, weil sie von den Amerikanern unter Druck gesetzt wurden.

Mit Deutschland war es etwas komplizierter. Das Land war aus ideologischen Gründen geteilt worden. Alle Exnazis fanden in Westdeutschland Unterschlupf, und die Antifaschisten gründeten die sozialistische DDR. Die Mauer ist dann erst später dazugekommen: als Symbol des getrennten Deutschlands und weil die Westberliner die seltsame Angewohnheit entwickelt hatten, ihre kapitalistischen Westlöhne im

preiswerten Osten auszugeben und damit permanent alle Läden dort leer räumten. Sie wollten praktisch auf zwei Pferden gleichzeitig reiten - im Kapitalismus verdienen und im Sozialismus einkaufen. Zuerst betrachteten die ostdeutschen Arbeiter diesen Zustand mit einer gewissen Nachsicht, aber dann platzte ihnen irgendwann der Kragen, und ihr Generalsekretär Walter Ulbricht war zum Handeln gezwungen. Er wollte soziale Gerechtigkeit und befahl, die Westberliner einzumauern. Über Nacht umzingelten bewaffnete Arbeiterbrigaden den Westteil der Stadt mit einer zunächst provisorischen Mauer. Am nächsten Tag machten die Westberliner wahrscheinlich ein dummes Gesicht, als sie wie immer in der DDR einkaufen gehen wollten.

Auf Olegs Empfehlung las ich das ganze Kapitel aus dem Geschichtslehrbuch noch einmal. Zwei Tage später standen wir beide schwitzend auf dem Teppich vor der KIF-Kommission. Sie bestand aus vier alten Frauen und einem Schwerinvaliden, der mich misstrauisch ansah. Der Sinn des Gesprächs bestand darin, herauszufinden, wozu ich überhaupt in die DDR fahren wollte und ob ich für eine solche Reise schon reif genug war. Wir belogen uns gegenseitig. Die Damen vom KIF taten so, als ob sie wirklich nicht wüssten, wieso ich in die DDR fahren wollte. Und ich tat so, als ob ich wiederum das nicht wüsste.

»Ich möchte den sozialistischen Alltag unserer Brüder in der DDR und die Sehenswürdigkeiten Berlins kennen lernen und außerdem Erfahrungen austauschen«, murmelte ich. In Wirklichkeit hatte ich vor, so viele Nazareth- und AC/DC- Platten in Ostberlin zu kaufen wie nur möglich und sie dann in Moskau für das Vierfache wieder zu verkaufen. Die DDR-Musikindustrie war damals in vielerlei Hinsicht der unseren überlegen. Der alte Krümelkacker vom Komitee wollte aber alles genau wissen: welche Sehenswürdigkeiten ich mir anschauen wollte und wie die sozialistischen Brüder mit Nachnamen hießen, deren Alltag ich kennen lernen wollte. Eine der Frauen las laut das Empfehlungsschreiben mit meinen Charaktereigenschaften vor, das Oleg für mich geschrieben hatte: »Wladimir Kaminer hat sich in der Gruppe als diszipliniertes und jedem gerne entgegenkommendes Mitglied erwiesen. Allerdings ist er oft bei der Staatsbürgerkunde nicht anwesend und nimmt nur beschränkt an der gesellschaftlichen Arbeit teil.«

»Was hast du geschrieben, du Idiot?«, zischte ich außer mir vor Wut in Richtung Oleg.

»Bleib ruhig«, antwortete er cool, »ich weiß, was ich tue. Alles läuft nach Plan.«

»Gut, dass Sie so ehrlich mit uns sind und Ihre Probleme vor den Genossen nicht verheimlichen«, sagte eine der Frauen zu mir und lächelte milde. »Aber warum gehen Sie denn nicht zur Staatsbürgerkunde und nehmen nur beschränkt an der gesellschaftlichen Arbeit teil, Wladimir? Erzählen Sie uns, was los ist.«

Ich fühlte mich verarscht. Ich hatte gar nicht gewusst, dass so eine Disziplin wie Staatsbürgerkunde an der Theaterschule überhaupt Pflicht war.

»Was soll ich dazu sagen«, antwortete ich. »Wahrscheinlich weil ich die Theaterschule nicht richtig ernst nehme. Ich wollte eigentlich Pilot werden, wie mein Onkel, habe aber den Gesundheitstest nicht bestanden.«

»Wunderbar, dass Sie beide so ehrlich zu uns sind«, freuten sich die alten Frauen. »Sie können gehen.«

Draußen beschimpfte ich Oleg. »Du verstehst das nicht«, erklärte er mir. »Die Aktivisten sind sehr misstrauisch geworden. Die neue Linie besagt nämlich, dass wir zu unseren Fehlern stehen müssen. Wir müssen aus unseren Fehlern lernen, also brauchen wir auch welche. Selbstkritik ist angesagt. Man muss nun jeden Scheiß über sich und andere erzählen, wenn man bei denen gut ankommen will. Hauptsache ehrlich. Du wirst sehen, sie genehmigen.«

Er beruhigte mich. Trotzdem erhielt ich zwei Wochen später eine Absage. Der Grund dafür lag jedoch nicht beim Komitee für Internationale Freundschaft. Ein Student unserer Theaterschule, dazu noch ein Sohn eines berühmten Schauspielers, der gerne und oft Lenin spielte, hatte just in diesem Sommer versucht, über den Zaun des schwedischen Konsulats zu klettern, um politisches Asyl zu beantragen. Man schickte ihn zu seinem Vater zurück. Und die Studenten aller Theaterschulen des Landes wurden mit einem generellen Ausreiseverbot belegt. Und ich blieb in Moskau auf meinen wunderbaren Urinproben sitzen und musste meine DDR- Einladung wegschmeißen. Erst fünf Jahre später schaffte ich den Sprung.

...

Der Auserwählte musste einige routinemäßige Gesundheitskontrollen über sich ergehen lassen und sich von den Sicherheitsorganen instruieren lassen, wie man sich im Ausland zu benehmen hatte. Er musste unterschreiben, dass er alles, was er in Paris oder in London sah, für sich behalten würde. Danach konnte der Kandidat zweihundert Rubel in ausländische Währung umtauschen und war bereit zum Abflug. Die Sache hatte nur einen Haken. Die Regierung konnte natürlich unmöglich ihre Leute wirklich nach Frankreich oder, noch schlimmer, nach England schicken. Die sowjetischen Arbeiter könnten dort unvorbereitet allen Verlockungen der kapitalistischen Welt erliegen. Außerdem warteten die feindlichen Imperialisten nur darauf, dass sowjetische Bürger sich im Ausland sehen ließen, und hatten verschiedene Fallen und Provokationen für sie vorbereitet, um anschließend noch mehr Lügen über unser Land verbreiten zu können. Dazu kam, dass solche Reisen eine enorme finanzielle Belastung für die Staatskasse darstellten.

Deswegen entschied sich die Regierung für eine sowohl preiswertere als auch weniger aufregende Lösung: Sie ließ in der südrussischen Steppe, in der Nähe von Stawropol, ein eigenes Ausland aufbauen, mit einer richtigen Stadt und vielen Bewohnern. Sie diente

im Sommer zunächst als Paris, später, im Herbst, wenn es zu regnen anfang und Wolken aufzogen, ließ sich die Stadt schnell zu London umbauen. Das Objekt hatte den höchsten Geheimstatus, nur Mitarbeiter der Staatssicherheit lebten und arbeiteten dort mit ihren Familien. Sie waren den Anforderungen entsprechend ausgebildet und durften im Sommer untereinander nur Französisch und im Herbst nur Englisch sprechen.

Die Saison begann im Juni. Die Touristen wurden vom Flughafen Orly bzw. Heathrow mit Bussen abgeholt und in Hotels gefahren. In kleinen Gruppen, begleitet von zwei Reiseführern, bummelten sie am nächsten Tag durch die sauber gefegten Straßen des Auslands, kauften schöne Pullover und unbekannte Käsesorten, staunten über ausländische Autos, die ab und zu die Straße entlangfuhren, lachten über den Eiffelturm oder Big Ben, die gegen die sowjetische Monumentalkunst nichts taugten. Aber im Großen und Ganzen fanden alle das Ausland eigentlich ganz nett. Zwar nichts Besonderes, aber enttäuscht waren sie auch nicht. Das Essen im Hotel schmeckte hervorragend ausländisch, die einheimischen Franzosen oder Engländer, die meistens arbeitslos waren, saßen die ganze Zeit in ihren Cafes und tranken Wodka mit Bier, aber natürlich nicht in solchen Umengen wie bei uns, sondern aus ganz kleinen Gläsern. Sie begrüßten die sowjetischen Touristen sehr herzlich, und fast jeder dieser Arbeitslosen verstand sogar ein paar russische Sätze. Nach drei, vier Tagen flogen die Russen zu ihren Familien zurück.

...

Das russische Paris wurde nicht älter als fünf Jahre. Ein schlauer holländischer Journalist stieß Ende der Siebzigerjahre während einer Russlandreise auf ein paar Fotos, die ihm eine junge Melkerin in einer Kolchose zeigte: Dort stand sie zusammen mit ihrer Mutter, einer verdienten Melkerin der Sowjetunion, unter dem Eiffelturm und lächelte in die Kamera. Dem Holländer kam der Eiffelturm auf den Fotos verdächtig sozialistisch vor. Er setzte die junge, naive Frau unter Druck und bot ihr schließlich sein wertvolles, jedoch auf einer Kuhfarm völlig nutzloses Diktiergerät im Tausch gegen die Fotos an. Der Holländer pries das Gerät als eine »ausländisch sprechende Maschine, ein wahres Wunder der Technik« an und riss dem Mädchen die Eiffelturmfotos praktisch aus der Hand.

Eines davon erschien einige Monate später im Feuilleton einer holländischen Zeitung. Allerdings schenkte erst niemand im Westen der mit dem Bild verbundenen Geschichte Glauben, man hielt das Ganze schlicht für einen Witz. Doch der damalige Chef des Komitees für Staatliche Sicherheit, Andropow, fand das Foto in der ausländischen Zeitung überhaupt nicht lustig. Er befahl, das »Objekt Paris« innerhalb kürzester Zeit bis auf den letzten Stein abzureißen. Mehrere Bauarbeiterbrigaden des Verteidigungs- und

des Innenministeriums waren am Abbau der französischen Hauptstadt beteiligt. Es musste schnell gehen, quasi über Nacht.

Laut Augenzeugenberichten verbrauchte der Sicherheitsdienst mehr Geld für die Planierung von Paris als zuvor für den Aufbau der Stadt. Außerdem kamen infolge der überstürzten Abrissarbeiten viele wertvolle Gegenstände abhandeln. Die ganze Pariser Ausrüstung blieb praktisch auf der Strecke, unter anderem über fünfhundert Fernseher der Marke Philips, mehrere hundert Kühlschränke, etliche Fahrzeuge, eine Unmenge von Türen und Fenstern. Trotz strengster Kontrollen verschwanden sogar ganze Häuser. Kurzum: Es wurde geklaut, was das Zeug hielt. Die Chefs der Staatssicherheit verfolgten die Diebe aber nicht weiter, sie wollten nur ihr Paris begraben und die Geschichte so schnell wie möglich der Vergessenheit überantworten.

Im Nachhinein hatte der Untergang der Stadt sogar einen positiven Einfluss auf die Architektur vieler Dörfer in der südrussischen Steppe. Immer wieder wunderten sich Reisende über die schicken verglasten Türen und ungewöhnlich breiten Fenster an dem einen oder anderen Schweinestall. Noch zehn Jahre danach lag eine vier Meter große kaputte Big-Ben-Uhr mit abgebrochenem Stundenzeiger in einer Kurve vor der Kreisstadt Inosemzewo. Sie galt den Einheimischen als eine der größten Sehenswürdigkeiten in der Gegend. Obwohl alle Bewohner so taten, als hätten sie keine Ahnung, woher das Ding stammte, wurde die Riesenuhr im Volksmund ironisch als »Denkmal der verlorenen Zeit« bezeichnet.

Wir waren damals noch zu jung, um das falsche Paris persönlich zu erleben, dafür konnten wir uns nun von dem wahren Paris ein Bild machen. Nichts einfacher als das - schon seit Wochen lagen unsere Busreisekarten auf dem Kühlschrank in der Küche, wir mussten nur noch die Koffer packen.

Tschüss, Marzahn, wir ziehen auf den Montmartre!

Unsere Nachbarn im Ausländerheim wussten von unserem Vorhaben und fingen an, Andrej und mich zu hänseln. »Na, wann geht's los?«, fragten sie uns jedes Mal, wenn wir uns im Treppenhaus begegneten.

»Haltet die Klappe!«, antworteten wir. Dann bekamen wir jedoch unerwartet Besuch. Korchagin und Mascha, zwei Freunde von uns aus Moskau, riefen eines Abends gegen acht bei uns an. Allerdings nicht von Moskau aus, sondern aus Berlin, aus einer Telefonzelle am Kaiserdamm. Sie hätten Hunger und würden sich in Berlin überhaupt nicht auskennen, erzählten sie uns am Telefon. Wir wären nun ihre einzige Hoffnung. Ich kannte die beiden schon lange, in Moskau hatten wir zusammen im Theater der sowjetischen Armee gearbeitet: Korchagin war ein angehender Regisseur, seine Freundin Mascha eine begabte Schauspielerin. Zusammen hatten wir seinerzeit

mindestens eine Zisterne Portwein im Theater der sowjetischen Armee geleert. Solche Verbindungen muss man pflegen.

Mein Freund Andrej kannte Korchagin und seine Freundin auch ein wenig. Er hatte mich damals oft im Theater besucht. Außerdem waren wir einmal alle zusammen in das Krankenhaus gefahren, wo Mascha ihren Sohn auf die Welt gebracht hatte. Und mit ihr, dem Säugling Nikolaj und noch einigen anderen Frauen aus der Abteilung Frühgeburten sind wir dann in der Parkanlage spazieren gegangen. Heute kann ich mich gar nicht mehr richtig daran erinnern, wie und warum uns diese Frauen dann überredet hatten, ihnen unsere Kleider zu überlassen. Sie müssten mal kurz in die Stadt, hatten sie behauptet. Am Ende hauten sie jedoch in unseren Klamotten ab, und wir drei Männer standen wie Idioten in der Parkanlage der Entbindungsstation herum, ohne Hosen und Mäntel, dazu noch jeder mit einem Kind auf dem Arm. Und Mascha war die Anführerin dieser Frauenbande gewesen.

Damals konnte sich Mascha noch nicht entscheiden, ob sie mit Korchagin weiter zusammenleben wollte oder doch besser ohne ihn. Sie erlebten miteinander noch viele Abenteuer, bevor sie eine richtige Familie wurden. Und danach eigentlich auch noch. Das abenteuerliche Leben schien bei ihnen endlos weiterzugehen. Und nun standen sie hungrig am Kaiserdamm.

»Wir haben gerade zwei Wochen in Paris verbracht«, erzählte Korchagin uns am Telefon, »und sind heilfroh, dass wir da lebendig rausgekommen sind. Jetzt wollen wir nach Hause, haben aber überhaupt kein Geld mehr.«

»Bleibt, wo ihr seid, wir holen euch ab«, versprach ich ihm, »aber habt Geduld, Berlin ist ziemlich groß, es dauert mindestens zwei Stunden, bis wir aus Marzahn am Kaiserdamm sind.«

Andrej und ich fuhren sofort los, gerieten aber in den traurigsten Pendelverkehr, den ich jemals in Berlin erlebt habe. Alle zwei Stationen mussten wir den Zug wechseln. Drei Stunden brauchten wir bis zum Kaiserdamm, und dort noch über eine Stunde, bis wir unsere Freunde gefunden hatten. Es regnete heftig, wir waren verzweifelt und müde, suchten aber immer weiter. Als wir Korchagin und Mascha endlich entdeckten, standen sie noch immer in einer Telefonzelle. Kurz nach Mitternacht kamen wir wieder in Marzahn an. Unser sonst stets verfluchtes Ausländerheim kam uns in dieser Nacht wie ein geliebter und ersehnter Zufluchtsort vor. Endlich zu Hause, dachten wir. Korchagin und Mascha pendelten den Rest der Nacht zwischen Badewanne und Kühlschranks hin und her, sie wollten schnell alles nachholen, was sie in Paris vermisst hatten: heißes Wasser, Tabak und warmes Essen. Wir ließen sie schließlich allein mit unserem Luxus und gingen völlig übermüdet ins Bett.

Am nächsten Tag erst erzählten sie uns beim Frühstück, was ihnen in Frankreich widerfahren war. Seit Jahren stand Korchagin im Briefkontakt mit einem Herrn

Snorowski in Paris. Snorowski war Schriftsteller und Dramaturg, aber in erster Linie politischer Dissident. Er hatte Anfang der Siebzigerjahre Russland verlassen oder wurde sogar als Andersdenkender rausgeschmissen und wohnte seitdem mit seiner Frau, einer Künstlerin und Herausgeberin der Kunstzeitschrift »Ernte«, in Paris. Korchagin wollte einmal zu Beginn der Perestroika ein Theaterstück von Snorowski inszenieren und damit für dessen künstlerisches Comeback in Russland sorgen. Viele alte Dissidenten kehrten damals gerade aus dem Ausland zurück, auch Solschenizyn packte schon seine Sachen. Doch Herr Snorowski schien auf das baldige Wiedersehen mit der Heimat nicht besonders scharf zu sein. »Nein«, antwortete er meinem Freund, als der ihn nach Moskau zur Theaterpremiere einlud, »schauen Sie lieber bei uns in Paris vorbei.« Korchagin verstand diese Höflichkeitsfloskel von Snorowski als ehrlich gemeinte Einladung. Er borgte sich das Geld für zwei Fahrkarten und fuhr zusammen mit Mascha nach Paris. Herr Snorowski empfing sie zuerst sehr freundlich und veranstaltete zu Ehren der beiden Gäste aus Moskau sogar eine Party. Obwohl der Mann schon fast zwanzig Jahre im Ausland lebte, schien er immer noch den russischen Trinktraditionen verbunden zu sein: Er leerte eine Flasche Wodka nach der anderen und bekam nicht einmal Farbe ins Gesicht. Auch die anderen alten Dissidenten und Künstler waren gut in Form. Viel besser als die Gäste aus der Sowjetunion. Korchagin, selbst ein erfahrener Trinker, kam kaum hinterher. Im Verlauf des Abends lud er Snorowski erneut zur Premiere seines Stückes nach Moskau ein. Er hielt sogar eine kleine Rede. »Es ist Zeit«, sagte er zu der alten Garde am Tisch, »dass die russischen Exilanten nach Hause zurückkehren. Unser Land wird immer offener, und gerade Sie mit Ihren wertvollen Erfahrungen nach zwanzig Jahren Exilleben können nun dem Volk große Dienste beim Aufbau eines neuen Russlands erweisen.« Danach schwiegen alle eine Weile. Herr Snorowski wurde noch blasser im Gesicht. »Aber natürlich werde ich zurückkehren, mein junger Freund!«, antwortete er Korchagin. »Nur stelle ich mir meine Rückkehr etwas anders vor.« Plötzlich sprang er auf einen Stuhl und schrie: »Wenn unsere Panzer erst einmal über den Roten Platz rollen, werde ich auf dem ersten Wagen stehen und persönlich dafür sorgen, dass an jeder Straßenlaterne ein Kommunistenschwein hängt. Die Parteibonzen sperre ich nackt in Käfige und stelle sie im Moskauer Zoo aus. Alle Polizisten werden den Rest ihres Lebens im Knast verbringen, und Lenin hole ich eigenhändig aus dem Mausoleum und röste ihn auf dem Ewigen Feuer vor der Kremlmauer. So stelle ich mir meine Rückkehr vor - so und nicht anders!« »Bravo!«, rief die alte Garde, »hurra, es lebe Snorowski!« Korchagin wurde schlagartig nüchtern und bemerkte, dass er an die falsche Tür geklopft hatte. Wie Schuppen fiel es ihm nun von den Augen: Nicht die berühmte russische Bohème von Paris saß vor ihm, sondern nur ein Dutzend alter, hoffnungsloser Säufer -

Menschen, die in absoluter Isolation lebten und weder von Russland noch von Frankreich eine Ahnung hatten.

»Komm, wir gehen«, sagte Korchagin zu Mascha und stand auf.

»Sag deinem KGB, es soll sich ins Knie ficken«, schrie der angetrunkene Snorowski auf der Treppe hinter ihm her. »Und nicht solche kleinen Arschlöcher wie euch zu mir schicken!«

Korchagin und Mascha standen auf der Straße. Sie hatten gerade noch genügend Geld, um sich Fahrkarten für den Rückweg zu kaufen, und in dieser Nacht lernten sie Paris kennen. Sie sahen sich die schönen Kneipen auf dem Montmartre an, das Centre Pompidou und den Jardin du Luxembourg, zehn Minuten zu Fuß vom Montparnasse. Danach schliefen sie an einer Bushaltestelle an der Avenue de l'Observatoire. Die ganze Nacht fuhren die Busse an ihnen vorbei.

Am nächsten Tag gingen sie, hungrig und unausgeschlafen, wieder zum Jardin du Luxembourg. Besonders interessant fanden die beiden die Brunnenanlage am Rande dieses großen Parks, die Fontaine des Médicis. Dort fütterten die Touristen die Pariser Tauben. Die fetten Vögel flogen teilweise mit ganzen Baguettes in den Schnäbeln pausenlos in tiefen Kreisen um den künstlichen Wasserfall. So viel, wie sie dort bekamen, konnten sie gar nicht fressen. Der Brunnen selbst war voller Geld. Die reichen Touristen schmissen dort immer wieder Münzen hinein. Mascha und Korchagin überlegten, was besser wäre: die Tauben zu überfallen, um ihnen ein paar Baguettes aus den Schnäbeln zu reißen, oder nachts diese Parkanlage aufzusuchen, um in dem Brunnen die Münzen einzusammeln.

Die Tauben bei Tageslicht zu jagen, trauten sie sich nicht, also entschieden sie sich für den Brunnen bei Nacht. In der Hoffnung auf baldige Beute beschloss Korchagin kurzerhand, das letzte Geld zu verprassen. Er schickte Mascha los, um die billigsten Konserven zu kaufen, die sie finden konnte. Sie musste nicht lange suchen: Gleich hinter dem Jardin du Luxembourg fand sie auf einem kleinen Touristenmarkt sehr preiswerte rote Konservenbüchsen zu drei Francs das Stück. Sie sahen aus wie russische Fischkonserven, doch auf dem Etikett war, statt irgendwelcher Tiere oder Fische, der Eiffelturm abgebildet. »Air of Paris« stand auf den Büchsen.

»Gut?«, fragte Mascha den Verkäufer, einen alten Jugoslawen mit Schnauzbart, »bien?«  
»Gut!«, erwiderte der Jugoslawe, »bien!«, und lächelte milde.

Mascha hatte keinen Grund, dem Mann nicht zu trauen, also kaufte sie fünf Büchsen auf einmal und schräg gegenüber in einer Bäckerei noch ein Baguette dazu, das teurer als die Konserven war. Dann machten die beiden es sich auf einer Bank bequem, und Korchagin öffnete eine Dose. Die erste war leer, die zweite auch.

»Ich breche dem Jugoslawen alle Knochen!«, versprach Mascha sofort. Korchagin meinte jedoch, der Schurke wäre bestimmt längst über alle Berge.

»So eine Sauerei!«, regte er sich auf. »Bei uns in Russland fallen die Menschen selbst in den schlimmsten Gegenden nicht so tief.« Für alle Fälle entschieden sie sich, doch nach dem Jugoslawen zu sehen, der ihnen die leeren Dosen angedreht hatte. Der Mann stand immer noch seelenruhig an seinem Platz und hatte anscheinend auch nicht vor abzuhaufen. Im Gegenteil, er winkte Mascha freundlich zu und lächelte milde, als sie ihm voller Zorn die leere Büchse vor die Nase hielt.

»Ihr seid Russen, nicht wahr?«, fragte er sie plötzlich auf Russisch, fast ohne Akzent.

»Warum seid ihr Russen nur so blöde? Was dachtet ihr denn, was da drin ist? Wurst? Oder Kaviar?« Der Jugoslawe lachte.

»Vielleicht sind wir blöd, du aber bist ein Schurke«, erwiderte Mascha. »Die Dosen, die du uns verkauft hast, sind leer, da ist nichts drin!«

»Richtig«, bestätigte der Jugoslawe, »gar nichts ist in meinen Büchsen. Nur Luft. Pariser Luft, das beliebteste Souvenir bei allen Touristen. Wenn sie zurück nach Hause kommen, dann können sie noch mal daran riechen und sich dabei an das schöne Paris erinnern. Ihr habt euch den Spaß schon versaut. Aber macht nichts, ihr seid ja noch in Paris, also atmet tief ein. Ich mache das schon seit zehn Jahren und bin total fit!« Der Jugoslawe holte tief Luft und klopfte sich mit der Faust auf die Brust. »Gut bekömmlich, die Pariser Luft!«

»Du bist ein Mistkerl«, sagte Mascha zu ihm. »Ich habe dir unser letztes Geld gegeben, und du hast mich für dumm verkauft und dabei noch so getan, als könntest du kein Russisch.«

»Das stimmt nicht«, verteidigte sich der Jugoslawe, »du hast mich ja auch nicht auf Russisch angesprochen. Woher sollte ich wissen, wer ihr seid? Ihr hättet ja auch aus der Türkei kommen können.«

»Geben Sie uns einfach das Geld wieder zurück«, schlug -25- Korchagin vor, um die sinnlose Diskussion zu beenden.

»Kommt nicht in Frage«, erwiderte der Verkäufer. »Ihr habt für eure Groschen immerhin meine Luft geschnüffelt. Wist ihr eigentlich, was es mich kostet, das Zeug in Büchsen zu kriegen? Wir sind quitt.«

Mit leeren Händen gingen Korchagin und Mascha wieder zurück zum Jardin du Luxembourg. Überall in den Kneipen saßen rotwangige Franzosen und amüsierten sich. Sie tranken Bier und Wein und aßen von großen Tellern unbekannte Gerichte. Die Pariser Luft roch nach Fett und Schokolade, sättigte aber nicht.

Schließlich beobachteten sie zwei Indianer mit langen Haaren, die wie Zwillingbrüder aussahen, von einer Kneipe zur anderen zogen und die Franzosen mit ihrer Folklore unterhielten. Die Indianer trauten sich nicht, in die Kneipen reinzugehen, wahrscheinlich weil sie keine richtigen Musiker waren. Aber die Tische draußen waren auch gut besetzt, und die beiden machten vor jeder Kneipe Halt. Einer zog eine

Blockflöte aus der Tasche. Die Töne aus seiner Flöte waren als Musik kaum erkennbar. Sie ähnelten eher dem Piepsen einer Katze, die nicht richtig aufgepasst und unter die Räder eines Citroens gekommen war.

Trotzdem hatten die Indianer mit dieser Nummer Erfolg. Wenn der eine Bruder mit dem Musizieren fertig war, nahm der andere seinen Hut ab und klapperte die Tische ab. Das Publikum war meist großzügig und warf Münzen in den Hut. Vielleicht gefiel den Leuten die freche Art, mit der die Brüder sie um Geld angingen, vielleicht hatten sie aber auch genug von der indianischen Folklore und wollten sich durch ihre Spende einfach wieder Ruhe erkaufen. Mascha hatte den Indianern eine Weile zugesehen und beschlossen, deren Erfolgskonzept zu kopieren.

»Was die können, können wir auch«, meinte sie zu ihrem Freund.

»Aber dafür brauchen wir mindestens einen Hut und eine Blockflöte«, wandte Korchagin ein.

»Nein«, widersprach Mascha, »wir brauchen keine Flöte und auch keinen Hut, wir sind doch keine Indianer. Wir werden es euch noch zeigen!«, drohte Mascha in Richtung eines nahe gelegenen Restaurants.

»Was hast du vor?«, fragte Korchagin seine Freundin misstrauisch.

»Ich möchte das Pariser Publikum mit einem Stück wilder russischer Folklore überraschen«, erklärte Mascha. Sie war inzwischen ziemlich hungrig und zu allem bereit.

»Wir haben auf der Theaterschule nicht umsonst tanzen gelernt. Ich werde einen Bauchtanz hinlegen, und du sammelst dann mit einem Pappteller das Geld ein.«

»Ich denke gar nicht dran, ich käme mir ja wie ein Zuhälter vor«, widersprach ihr Korchagin. »Ich kann nicht mit einem Pappteller in der Hand fremde Menschen um eine kleine Spende bitten. Lieber bringe ich mich um.«

Mascha gab nicht auf: »Dein Stolz und deine Ehre haben uns in diese beschissene Situation gebracht. Jetzt tu auch was, damit wir da wieder rauskommen. Benimm dich wie ein Mann, sonst werde ich meinen Körper verkaufen, das schwöre ich dir«, meinte sie zornig und klopfte sich zur Bekräftigung auf die Schenkel.

Korchagin hatte schon vorher bemerkt, dass die Einheimischen seine Freundin sehr interessiert betrachteten. Sie war eine etwas mollige junge Frau mit sehr beweglichen Körperteilen. Die Franzosen konzentrierten ihre Blicke immer wieder auf Maschas Hüften. In ihren grünen zerrissenen Strümpfen sah sie besonders verführerisch aus. Die Einheimischen warteten wahrscheinlich nur darauf, dass sie voller Verzweiflung anfang, ihren Körper zu verkaufen. Dann werden sie bestimmt Schlange stehen, vermutete Korchagin.

Nun sah er sich gezwungen, eine Entscheidung zu treffen. Mascha ahnte, dass ihr Mann einen tiefen inneren Konflikt mit sich austrug, und schwieg.

»Ich werde singen«, beschloss Korchagin nach einer langen Pause.

»Aber du kannst doch gar nicht singen«, erwiderte Mascha. »Wir kennen uns so lange, und ich habe dich noch nie singen gehört.«

»Dann wirst du deinen Mann bald von einer völlig neuen Seite kennen lernen«, meinte Korchagin, »ich werde singen, ich kann das.« Sie gingen zu einer Parkbank, um eine kurze Probe abzuhalten. Das Repertoire von Korchagin erwies sich als nicht besonders groß. Genau genommen bestand es nur aus zwei Liedern, die er aber auswendig und bis zum Ende konnte: »Die Heuschrecke in der Streichholzschachtel« - ein Lied aus Korchagins Kindergartenzeit und »Neue Horizonte« - ein Lied aus seiner Zeit als Komsomolze. Das Lied war einst entstanden, um junge Leute auf die Baustellen der neuen Eisenbahnlinien zu locken. Mit diesem Lied waren die Studenten in den Achtzigerjahren nach Sibirien gefahren, um ihren Beitrag zum Aufbau der Baikal-Amur-Magistrale zu leisten. Nun sollten die »Neuen Horizonte« möglichst viele Franzosen motivieren, sich von ein paar Münzen zu verabschieden. Mascha war nicht besonders zuversichtlich. Korchagin sang erst einmal mit leiser Stimme nur für sie, zweimal hintereinander. Es klang bescheuert und Misstrauen erregend.

»Sie werden uns einsperren«, befürchtete Mascha und lehnte das Lied ab. Es blieb also nur noch »Die Heuschrecke in der Streichholzschachtel«, auch nicht gerade die allererste Sahne der russischen Folklore, immerhin war das Lied seinerzeit für Dreijährige geschrieben worden. Aber wer sollte ihnen hier auf die Schliche kommen, in dieser fremden Stadt, dreitausend Kilometer von ihrer Heimat entfernt? Was wissen die hier schon über die russischen Kindergärten und deren Liedgut! Mascha zerrte aus einem Abfallkorb neben der Bank einen Pappteller und wischte ihn im Gras sauber. Sie wählten nur solche Kneipen, in denen die Gäste gerade zu essen anfangen. Korchagin stellte sich in Positur und legte los. Schnell merkte er, dass sein Lied zu lang für solche Auftritte war, und reduzierte es auf die ersten zwei Strophen:

Heuschrecke in der Streichholzschachtel, Ich lasse dich frei;

Heuschrecke in der Streichholzschachtel, Fliege bis ins All;

Heuschrecke in der Streichholzschachtel, Spring ins grüne Feld;

Heuschrecke in der Streichholzschachtel, Deine Heimat ist die ganze Welt.

Und das fünfzehnmal hintereinander. Die Franzosen waren begeistert. Jedes Mal, wenn Korchagin aufhörte und Mascha mit dem Pappteller in der Hand zwischen den Tischen manövrierte, zückten sie ihre prallen Brieftaschen. Mascha sagte jedes Mal lächelnd: »Merci beaucoup.« Korchagin hatte den schweren Verdacht, dass die Franzosen Mascha auch ohne seinen Gesang Geld geben würden, nur um das »Merci beaucoup« von ihr zu hören.

Nach zwei Stunden Singen hatten die beiden genug Geld, um sich etwas zu essen leisten zu können. In einem arabischen Imbiss bekamen sie für dreißig Francs eine heiße scharfe Suppe und massenweise Fladenbrot.

»Ich hätte nie gedacht, dass Singen so ekelhaft sein kann«, seufzte Korchagin.

»Das hängt vom Repertoire ab«, widersprach Mascha.

Inzwischen dämmerte es, und unsere Freunde bereiteten ihren nächsten Coup vor: den Überfall des Brunnens im Jardin du Luxembourg. »Wenn es uns gelingt, zumindest einen Teil der Münzen rauszuholen, können wir noch ein paar Wochen länger in Paris Besichtigungsrunden drehen, und du wirst nie mehr im Leben singen müssen«, meinte Mascha. Korchagin hatte bereits als Straßensänger sämtliche Hemmungen überwinden müssen und war nun zu allem bereit. Ihr Plan war einfach: Sie wollten nachts, wenn alle Touristen weg waren, über den Zaun klettern. Dann sollte Korchagin in den Brunnen springen und die Münzen vom Boden aufsammeln, Mascha würde währenddessen draußen Schmiere stehen. Das Ganze schien nicht besonders kompliziert.

»Seltsam, dass vor uns noch niemand auf diese Idee gekommen ist«, wunderte sich Korchagin.

»Du solltest dich in erster Linie auf die großen, silbernen Münzen konzentrieren, und erst wenn du die alle hast, kommen die kleinen gelben dran«, instruierte ihn Mascha auf dem Weg zum Park. Das Tor war geschlossen, aber Korchagin kletterte problemlos über den Zaun. Der Park war menschenleer, die Brunnenanlage wurde von zwei Scheinwerfern angestrahlt, und die Münzen unter Wasser waren gut zu sehen. Sie funkelten und lockten Korchagin: »Spring rein und hol uns hier raus«, flüsterten sie. Korchagin zog sich nackt aus und sprang in das Becken. Dann noch einmal und noch einmal, aber immer wieder kam er mit leeren Händen an die Oberfläche, als wären die Münzen am Boden des Beckens festgeklebt.

»Verfluchte Franzosen!«, schimpfte Korchagin. Das Becken war viel tiefer, als er gedacht hatte, und er kam nicht tief genug. »Ich brauche ein Gewicht«, sagte sich Korchagin und ging im Park auf Suche nach einem Stein. Mascha lehnte am Zaun und beobachtete die Straße. Es war so ruhig wie auf einem Friedhof. Nach einer halben Stunde brachte Korchagin ihr die erste Beute. Die Münzen waren enttäuschend klein und gar nicht gelb oder silbern, sondern schienen grün oxidiert zu sein. Alles wertlose Centimes. Korchagin gab jedoch die Hoffnung nicht auf. Seiner Freundin sagte er, gerade eben hätte er unter Wasser einen Haufen größerer Münzen entdeckt, und die wolle er noch hochholen. Dann verschwand er wieder im Park.

Mascha säuberte inzwischen das Geld mit ihrem Taschentuch, bis es wieder anfangen zu glänzen. Schon bald sah ihre Beute nicht mehr wie Münzen aus dem Brunnen aus, sondern wie richtiges Geld. Eine halbe Stunde war um, aber Korchagin kam und kam nicht. Mascha fing an, sich Sorgen zu machen. Da hielt plötzlich eine schicke schwarze Limousine direkt vor ihrer Nase. Eine Scheibe rollte langsam herunter. Auf dem Rücksitz saßen vier Männer mit schwarzen Kapuzen auf dem Kopf und Maschinengewehren auf den Knien. Zwischen ihnen saß Korchagin, nackt wie Adam, und guckte blöd. Mascha

musste lachen, weil das Ganze wie eine Szene aus einem billigen Ninja- Film aussah. Einer der schwarzen Männer winkte mit seiner Waffe und sagte etwas auf Französisch. Mascha reagierte blitzschnell. Sie blickte besorgt auf ihre Uhr und tat so, als müsse sie sich beeilen und würde den nackten Mann in der Limousine nicht kennen. Daraufhin hörte sie Korchagins Stimme: »Komm her, Mascha!« Sie beschimpfte ihren Freund als Verräter, hatte aber keine Wahl mehr und stieg in den Wagen. Das Projekt »Brunnenüberfall« war geplatzt. Die beiden konnten nicht wissen, dass der Jardin du Luxembourg Tag und Nacht überwacht wird. In jedem Baum hängt eine Videokamera, und hinter jedem Busch ist eine Alarmanlage installiert. Als die Polizei auf ihren Monitoren einen nackten Mann mit einem riesengroßen Stein in der Hand auftauchen sah, der wie ein Irrer durch den Park lief, dachte sie sofort, dass muslimische Fundamentalisten einen Terroranschlag vorbereiteten, und schickte eine spezielle Einheit los: die französische Antiterrorgruppe. Die Männer in Schwarz fischten Korchagin aus dem Becken und betäubten ihn zur Sicherheit ein bisschen. Schnell stellten sie fest, dass ihnen nicht zwei gefährliche Terroristen, sondern nur ein paar durchgedrehte russische Touristen ins Netz gegangen waren. Sie amüsierten sich über die beiden und übergaben sie der Pariser Polizei. Dort überprüften die Beamten ihre Pässe. Korchagin hatte sich inzwischen von dem Schock erholt, er bekam eine warme Decke und sah nun wie ein echter Indianer aus. Mascha war immer noch sauer auf ihn.

»Warum hast du mich zum Wagen gerufen, du hättest doch so tun können, als ob du mich nicht kennen würdest, dann wäre zumindest ich noch auf freiem Fuß!«, schimpfte sie.

»Halt endlich deine Klappe, bitte«, erwiderte Korchagin. Auf Englisch fragte er einen der Polizisten, mit welcher Strafe er zu rechnen habe.

»Mit der Guillotine«, meinte der Polizist und fasste sich zur Bekräftigung an die Gurgel.

»Der spinnt doch nur«, meinte Mascha. Korchagin war aber trotzdem völlig niedergeschlagen. »Egal ob die spinnen oder nicht, die Sache wird schlecht für uns ausgehen, ich habe da so eine Vorahnung«, maulte er. In der Zelle konnte Korchagin die ganze Nacht nicht schlafen, Mascha schnarchte dagegen wie ein Baby.

Am nächsten Tag bekamen sie ihre Papiere zurück, das Visum war durchgestrichen. Trotz der bösen Vorahnung wurden die beiden nicht enthauptet, sie sollten nur am selben Tag noch Frankreich verlassen. Die Polizei brachte sie zum Busbahnhof und reservierte zwei Plätze in einem Bus, der Richtung Osten fuhr. Die Decke ließen die Polizisten Korchagin als Abschiedsgeschenk. Während der gesamten Fahrt schimpfte er vor sich hin. Er verfluchte alle: die Exilrussen, die blöden Touristen im Jardin du Luxembourg und die französische Polizei.

»Ich fand sie alle sehr nett«, meinte Mascha.

In Berlin stiegen sie aus. Andrej und ich halfen unseren Gästen, so gut wir konnten. Wir fütterten sie mit Wurst und Bier und kratzten das Geld für zwei Zugfahrkarten nach Moskau zusammen.

»Eins rate ich euch, Jungs«, sagte Korchagin zum Abschied am Bahnhof Lichtenberg, »fahrt nie nach Paris. Paris ist ein einziger großer Beschiss, nichts weiter.« Mascha blieb jedoch von Paris begeistert und wollte diese Stadt unbedingt noch einmal besuchen.

»Ich komme wieder«, sagte sie.

»Paris ist vielleicht schön für Frauen, aber für Männer ist es nichts«, resümierte Korchagin. Er hatte sich in Frankreich zu einem richtigen russischen Patrioten entwickelt.